mit ihm und verfolgte dabei jede seiner Kaubewegungen. Befriedigte sie der Appetit, so war die Freundschaft — jedenfalls von ihrer Seite — geschlossen.

Das Unglück wollte aber, daß der alten Frau, die sonst noch ein tadelloses Gebiß besaß, vor kurzer Zeit der rechte vordere Schneidezahn ausgefallen war. Als sie sich nun zu Münchens Zukünftigem setzte und ihm von den acht Ferkeln erzählte, die vor vier Tagen im Stall das Licht der Welt erblickt hatten, sprühte dabei ein feiner Regen durch die Schneidezahnlücke auf den fettglänzenden Grünkohl vor dem Städter. Das war ihm zuviel. Er würgte und würgte, wurde glühend rot, stand endlich auf und behauptete, er habe Magenschmerzen. Dasselbe wiederholte sich am nächsten und übernächsten Tage. Die Großmutter klärte Minchen daraufhin darüber auf, daß Männer, die nicht einmal Grünkohl, Sauerkraut und Steckrüben vertragen könnten und jeden Tag über Magenschmerzen klagten, Schlappschwänze seien und niemals zur Ehe taugten.

Minchen beschwor ihren Liebsten unter Tränen, er möge sich doch zusammennehmen und den Grünkohl essen, er bekäme auch hinterher von ihr zur Belohnung eine halbe Mettwurst. Sonst sei eben alles aus, die Großmutter würde niemals in den Bund willigen, und die Tausender, die sie für das Minchen auf der Sparkasse habe, bekäme dann eine andere Enkelin, deren Auserwählter besser Grünkohl zu essen verstehe. „Wenn sie nur den Zahn noch hätte, dann würde ich es schon schaffen!“ klagte der junge Mann.

Plötzlich kam ihm eine Idee. Er hatte in der Stadt einen guten Bekannten, einen Zahntechniker, der würde der Großmutter den Zahn einsetzen, angeblich „ganz umsonst“. Der junge Freier würde die Behandlung heimlich selbst bezahlen. Aber Minchen schüttelte traurig den Kopf. Ob er denn glaube, daß sich die Großmutter von einem Wildfremden an den Zähnen herumwirtschaften lasse!

Am nächsten Tage hatte nun aber auch Minchen eine Idee: Auf dem Nachbarhofe wohnte die alte Brunsmeiern, die der Großmutter vor vielen Jahren einmal den besten Freier weggeschnappt hatte. Seitdem konnte die damals Uebergangene es nie leiden, wenn man an der Brunsmeiern etwas lobte, was sie selbst, die Großmutter, nicht besaß. „Laß mich nur machen“, tröstete das Mädchen den jungen Mann, „ich werde sie jetzt schon herumkriegen.“

Als der Liebste am nächsten Tage plötzlich wieder nicht schlucken konnte und die Großmutter böse Augen machte, erzählte Minchen, sie habe gestern gesehen, wie die Brunsmeiern zwölf Nüsse nacheinander mit den Zähnen aufgeknackt und die Kerne ihren kleinen Urenkelkindern in den Mund gesteckt habe. „Kann ich auch“, sagte die Großmutter, holte einige dicke Walnüsse, knackte sie mit den Backenzähnen auf und legte die Kerne ihrem Gast auf den Tellerrand. „Und als sie so lachte“, fuhr Minchen trotz dieses Beweises unbeirrt fort, „sah man alle ihre schönen Zähne, die blitzten noch wie meine.“ — „Alle? Hat sie noch keinen verloren?“ fragte die Großmutter mißtrauisch. — „Alle, ich habe genau hingesehen die beiden vordersten standen etwas vor.“ — „Die beiden vordersten?“ Aus den drei Worten ragte das „beiden“ wie eine Kirchturmspitze über niedrige Bauernhäuser hervor.

Am Nachmittag fragte die Großmutter das Minchen, ob die Brunsmeiern wohl schon einmal beim Zahnarzt gewesen sei. „Ja“, erklärte Minchen, „schon dreimal. Daher kommt es auch, daß sie noch alle Zähne hat.“ Ihr Besuch habe auch einen Freund in der Stadt, einen Zahndoktor, der ihm zuliebe der Großmutter auch wohl einmal ganz umsonst die Zähne in Ordnung bringen würde.

Am Abend fragte die alte Frau ihren zukünftigen Schwiegerenkel, ob er ihr sagen könne, wo sein Bekannter wohne. „Aber gern“, ereiferte sich der junge Mann, er wolle die Frau Großmutter auch wohl hinbringen, damit sie gar keine Unannehmlichkeiten habe.

So fuhren denn die beiden am nächsten Morgen gemeinsam los. Und die neubezahnte Großmutter wunderte sich nicht wenig, daß ihr Gast, nachdem sie wieder daheim angelangt waren, plötzlich kräftig in den Grünkohl einhieb, als sei er der beste Leckerbissen auf der Welt.

Fünf Tage später schmunzelte die alte Frau und erklärte Minchen, nachdem sie, ihre Großmutter, dafür gesorgt habe, daß dieser junge Städter auch richtige Manneskost vertragen könne, möchte sie gegen eine Heirat nichts mehr einwenden. Dabei steckte sie der Enkelin das Sparkassenbuch in die Schürzentasche.

Als sie wieder am Herde stand und in den Kochtopf schaute, nickte sie gerührt mit dem Kopfe und sagte: „Ja, ja, das macht alles mein Grünkohl.“

Torf im Gasgenerator.

Ein neues Kampfmittel gegen die Landflucht im Osten.

Von Dr. Hans Plettenberg.

Nach wie vor besteht eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart in der Lösung des Problems: Wie ist die Entvölkerung des Ostens wirksam zu bekämpfen und zu heilen? Eins der Grundübel liegt in der Tatsache, daß der ostpreußische Bauer keine günstigen Absatzgebiete für seine Erzeugnisse besitzt, daß dort ein Ueberschuß an landwirtschaftlicher Produktion vorhanden ist, deren lohnende Verwertung Schwierigkeiten bereitet. Denn die Beförderung der Waren zum Käufer kostet Geld. Will der Veräußerer wettbewerbsfähig sein, muß er diese Unkosten selber tragen. Günstiger stände er da, könnten die von ihm erzeugten Güter auch am Orte der Erzeugung verbraucht werden. Aber das Käuferheer, wie es im industriellen Westen, an Rhein und Ruhr, sich lagert, fehlt jenseits der Weichsel. Es besteht die Gefahr, daß der Mann der Westmark seinen Bedarf auf näheren Märkten eindeckt wo er billiger kauft als im fernen Osten.

Wenn der Ostpreuße die Beförderung seiner Waren selbst bezahlen muß, kann der Arbeiter nur auf eine entsprechend geringere Entlohnung rechnen und ist daher nicht in der Lage, die Erzeugnisse des industriellen Westens zu kaufen. Das einfachste wäre, man könnte nach dem Osten des Reiches eine Industrie verpflanzen oder dort neu errichten, die zuziehenden Volksgenossen Brot gibt und gleichzeitig den Bauern dort eine ausreichende Verwertung ihrer Erzeugnisse gestattet. Aber wäre dies möglich?

Zur Beantwortung dieser Frage macht Carl Heinz in den „RTA-Nachrichten“ einen Vorschlag, der viel Bestechendes hat. Er will die großen Torflager des Ostens als billige Kraftquelle ausnutzen. Dabei kommt keine Verfeuerung, sondern eine Vergasung des Torfes in Frage. Denn der Gasgenerator ist weniger empfindlich gegen den Wechsel im Feuchtigkeitsgehalt des Torfes, so daß also weniger Ausbesserungen an den Kesseln erforderlich sein würden als bei der unmittelbaren Verfeuerung von Torf.

Dabei käme jedoch die Errichtung von Riesenkraftwerken in den Torfmooren nicht in Frage, da sonst die Förderkosten zu hoch würden und die Wirtschaftlichkeit ins Wanken bringen könnten. Es müßten kleinere Werke erbaut werden, die sich mit einem begrenzten Abbaugebiet begnügen und sich zwecks Spitzenleistung miteinander verbinden lassen. Das hat zudem den Vorteil, daß Zusammenballungen der Industrie vermieden werden. Es ist zudem zu berücksichtigen, daß im Laufe der Zeit eine Entwässerung der Moore eintritt. Unter Umständen würde sich dann eine stärkere Besiedelung des anbauwürdigen Bodens ermöglichen lassen. Und da im Osten vorzugsweise eine Verarbeitung von Holz in Betracht kommen würde, so könnte der Abfall in den Gaskraftanlagen nutzbringende Verwendung finden.

Die Münze als Waffe.

Einen seltsamen Ausgang nahm der Streit, in den ein Droschkenkutscher von Tokio mit einem Fahrgast geriet. Die beiden Männer konnten am Ziel ihrer Reise über den Fahrpreis nicht miteinander einig werden, der etwa 30 Pfennig betrug. Die sachliche Meinungsverschiedenheit artete zu Schmähungen aus, die den Gast in solche Wut versetzten, daß er urplötzlich aus seiner Tasche einige Münzen riß, die er dem Kutscher ins Gesicht warf. Diese seltsamen Geschosse waren mit derartiger Wucht geschleudert, daß der Getroffene einige blutende, wenn auch ungefährliche Verletzungen davontrug. Als er sich von dem Schrecken erholt hatte, war der Angreifer verschwunden. Nun ging Eizo daran, die Münzen aufzusammeln, und dabei stellte sich heraus, daß der Erregte auch einige Banknoten als Geschosse benutzt hatte. Die Summe belief sich insgesamt auf 48 Yen, also ungefähr ebenso viel Mark. Der Kutscher war so gewissenhaft, der Polizei das Geld zu bringen. Die wird sich nicht wenig gewundert haben!

Warburger Warte

WARBURGVM.

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 71 | **12. September 1934** | **8. Jahrgang**

Glückauf!

Roman von E. Werner

(Nachdruck verboten.)

(29. Fortsetzung)

„Aber ich mit Ihnen!“ schrie Ulrich außer sich. „Zu unseren Kameraden!“ wandte er sich an die empörte Menge, „schlagt nieder, was sich euch in den Weg stellt!“

Er wollte sich als der erste auf Berkow stürzen und damit das Zeichen zum Angriff geben, aber noch ehe er das vermochte, noch ehe es entschieden war, ob die Menge ihm Gehorsam leisten oder ihm denselben versagen würde, ertönte ein fremdartiger Laut, der den ganzen Umkreis erzittern machte und den wilden Führer entsetzt innehalten ließ, während er die übrigen in atemlosen Lauschen bannte. Es war wie ein ferner dumpfer Schlag, der aus den Tiefen der Erde zu kommen schien, und dem ein sekundenlanges unterirdisches Rollen folgte; dann wurde es totenstill, und Hunderte von schreckensbleichen Gesichtern wandten sich zu den Werken hinüber.

„Gott im Himmel! Das kam von den Schachten her; da ist etwas passiert!“ rief Lorenz auffahrend.

„Das war eine Explosion!“ tönte die Stimme des Oberingenieurs, der sich während der letzten kritischen Minuten bereits unten im Vestibül an die Spitze der jüngeren Beamten und der ganzen verfügbaren Dienerschaft gestellt hatte, um dem Chef zu Hilfe zu eilen. „In den Schachten ist ein Unglück geschehen, Herr Berkow! Wir müssen hinüber!“

Einen Augenblick lang schien der Schrecken noch alles ringsum zu lähmen. Niemand rührte sich; die Mahnung war auch zu furchtbar. Gerade in dem Moment, wo die eine Partei sich verderbenbringend auf die andere werfen wollte, erreichte ein anderes Verderben ihre Brüder in der Tiefe da unten und rief sie gebieterisch vom Angriff fort zur Rettung. Artur war der erste, der sich emporraffte.

„Nach den Schachten!“ rief er den Beamten zu, die jetzt aus dem Hause hervorstürzend ihn umringten, und gab selbst das Beispiel, indem er allen voran nach den Werken hinübereilte.

„Nach den Schachten!“ donnerte jetzt auch Ulrich den Bergleuten zu, aber der Befehl war nicht mehr notwendig; schon stürzte die ganze Masse in wilder Hast nach der gleichen Richtung hin, an ihrer Spitze der Führer; er und Berkow waren die ersten, die fast gleichzeitig die Werke erreichten.

Dort gab sich äußerlich noch nichts kund von der Wirkung des zerstörenden Elements, nur die dichte Rauchsäule, die aus den Schachten emporquoll, verkündete, was geschehen war, aber sie sagte genug. In weniger als zehn Minuten war der ganze Umkreis gefüllt mit Menschen, deren anfänglich stummes Entsetzen jetzt den lauten Ausbrüchen der Angst, des Schreckens, der Verzweiflung wich. Der Umschlag in der allgemeinen Stimmung vollzog sich hier so plötzlich, so blitzähnlich, daß es nicht mehr dieselbe Menge zu sein schien, die noch vor wenigen Minuten das Haus umtobt und mit Wut und Zerstörung, vielleicht mit Mord gedroht hatte, weil ihrem wilden Verlangen nicht nachgegeben wurde. Streit, Feindschaft, mondenlang genährter Haß, das alles ging jetzt unter in dem einen Gedanken der Rettung; zu dieser Rettung drängten sich Bergleute und Beamte, Freund und Feind heran, und gerade die wildesten der Empörer waren die ersten voran. Vor einer Stunde noch hatten sie ihre Kameraden bedroht, angegriffen und hätten sie niedergeschlagen, wäre es nicht gerade der Vater ihres Führers gewesen, der die Schicht leitete, und jetzt, wo eben diese Kameraden in Todesgefahr schwebten, jetzt hätte ein jeder sein Leben eingesetzt, um ihnen Hilfe zu bringen — die furchtbare Mahnung hatte gefruchtet.

„Zurück!“ trat Artur gebietend den wild und planlos Anstürmenden entgegen. „Ihr könnt jetzt noch nicht helfen. Ihr hindert nur die Anfahrt der Beamten. Es muß erst festgestellt werden, wo und wie wir eindringen können. Laßt die Ingenieure vor!“

„Laßt die Ingenieure vor!“ wiederholten die vordersten; der Ruf pflanzte sich fort durch die Reihen und in der dichtgekeilten Menge öffnete sich sofort eine Gasse für den Oberingenieur, der mit seinen Untergebenen bereits zur Stelle war; sie kamen von der entgegengesetzten Richtung her.

„Da drüben ist das Eindringen eine Unmöglichkeit“, sagte der Beamte zu Artur, indem er nach dem unteren Schachte hinüber zeigte, der mit dem oberen in Verbindung stand und aus dessen Öffnung Rauch und Qualm in mächtigen Säulen emporstiegen. „Wir haben nicht einmal den Versuch wagen können, denn in dem Höllenbrodem da drinnen vermag nichts Menschliches zu atmen. Hartmann wagte es, aber nach sechs Schritten schon mußte er halb erstickt wieder zurück und konnte gerade den Lorenz noch mit herausreißen, der ihm gefolgt, aber schon am Eingang niedergestürzt war. Unsere einzige Hoffnung bleibt der obere Förderschacht, vielleicht haben sie sich dorthin gerettet. Setzt die Maschine in Gang! Wir müssen dort hinunter.“

Der Maschinenmeister, an den die letzten Worte gerichtet waren, und der bleich und verstört daneben stand, machte keine Anstalt, zu gehorchen.

„Die Maschine versagt den Dienst!“ berichtete er angstvoll, „schon seit einer Stunde. Ich habe es hinüber melden wollen; denn die Herren waren ja alle drüben im Hause — aber mein Bote konnte durch den Tumult nicht hindurch, und ich dachte, im schlimmsten Falle bliebe den Schichtleuten ja noch der Ausgang durch den untern Schacht. Wir mühen uns schon lange vergebens ab mit der Maschine; sie ist nicht vom Fleck zu bringen.“

„Himmel und Erde! das fehlt uns nur noch“, rief der Oberingenieur, in das Schachtgebäude stürzend.

„Aber der Fahrschacht!“ wandte sich Artur hastig an den Direktor, „können wir nicht dort hinunter?“

Der Gefragte schüttelte den Kopf. „Der Fahrschacht ist unzugänglich seit heute morgen. Sie wissen es ja, Herr Berkow, Hartmann hat all die oberen Leitern zertrümmern lassen, weil er um jeden Preis die Anfahrt hindern wollte. Es gelang ihm nicht; die Leute gingen im Förderschacht hinunter, und das ist augenblicklich unser einziger Zugang zu der Tiefe.“

Jetzt erschien auch Ulrich mit Wilms und mehreren seiner gewöhnlichen Begleiter. „Dort unten geht's nicht“, rief er seinen Kameraden zu, während er sich Bahn durch ihre Reihen machte. — „Wir opfern nutzlos das Leben, und wir brauchen es notwendiger zur Hilfe. Vielleicht ist's hier oben möglich. Warum arbeitet die Maschine nicht? Wir müssen mit der Förderschale hinunter.“

Er wollte stürmisch zum Schachtgebäude vordringen und stand plötzlich vor dem jungen Chef, der ihm finster entgegentrat.

„Die Maschine versagt den Dienst“, sagte er laut und scharf, „schon seit einer Stunde, und vor zehn Minuten erst ist das Unglück geschehen. Das steht in keiner Beziehung miteinander, aber gerade vor einer Stunde war es, wo wir Ihre drei Abgeschickten ergriffen. Was ist da vorgegangen, Hartmann?“

Ulrich taumelte zurück, als habe er einen Schlag empfangen. „Ich hab' es widerrufen“, stieß er hervor, „im Augenblick, als mein Vater drunten war und die übrigen folgten. Ich kam selbst es zu hindern — da hatten sie es schon getan. Das habe ich nicht gewollt; bei Gott, das nicht!“

Artur wandte sich von ihm und zu einem der eben heraustretenden Ingenieure. „Nun, wie steht es?“ fragte er hastig.

Der Beamte zuckte die Achseln. „Die Maschine weigert sich zu gehorchen. Noch haben wir nicht herausfinden können, woran es liegt, an der Explosion sicher nicht; sie kam fast eine Stunde später und die Schichtgebäude sind ganz unberührt davon. Die Beschädigung kam von Menschenhand; wir müssen heute morgen trotz der sofortigen Untersuchung irgend etwas übersehen haben. Glückt es nicht, das Werk wieder in Gang zu bringen, so ist der sofortige Zugang in die Tiefe uns verschlossen, und die da unten sind rettungslos verloren, der Schichtmeister Hartmann mit!“

Er hatte bei den letzten Worten die Stimme erhoben und die Augen auf Ulrich gerichtet, der, Leichenblässe im Gesicht, stumm und regungslos dastand; jetzt aber zuckte er zusammen und machte eine heftige Bewegung vorwärts, Artur vertrat ihm den Weg.

„Wohin?“

„Ich muß hinein“, keuchte der junge Steiger, „ich muß helfen. Lassen Sie mich los, Herr Berkow! Ich muß, sage ich Ihnen.“

„Sie können nicht helfen“, unterbrach ihn Artur bitter. „Mit den bloßen Armen ist hier nichts getan. Zerstören konntet ihr und uns die Gefahr verzehnfachen. Das Wiederherstellen überlaßt den Beamten! Sie allein können uns die Rettung ermöglichen, und sie dürfen in ihrer Arbeit weder gestört noch gehindert werden. Lassen Sie den Raum absperren, Herr Direktor, und Sie, Herr Wilberg, schaffen Sie sofort die drei Gefangenen zur Stelle! Die Leute müssen doch wissen, wo sie Hand angelegt haben. Vielleicht können Sie den Ingenieuren einen Fingerzeig geben. Eilen Sie!“

Wilberg gehorchte, und auch der Direktor machte Anstalt, die befohlene Maßregel auszuführen. Er fand keinen Widerstand dabei. Die Menge wußte, was jetzt von der Tätigkeit der Beamten abhing; sie gehorchte willig. Sie fühlten alle etwas von der Wahrheit jener Worte, die Artur einst der trotzigen Herausforderung ihrers Führers entgegengeschleudert: „Versucht's, wenn euch das so sehr gehaßte Element fehlt, das euren Armen die Richtung, euren Maschinen die Triebkraft, eurer Arbeit den Geist gibt!“ Hier waren Hunderte von Armen, Hunderte von Kräften zum Helfen bereit, und keiner konnte den Arm heben, keiner die Kraft einsetzen; die ganze Macht, die ganze Möglichkeit der Rettung lag in den Händen der wenigen, die auch hier wieder den Geist herleihen mußten, um vielleicht noch Hilfe zu bringen, wo die Menge mitsamt ihrem Anführer nichts konnte, als sich höchstens blind in einen gewissen Tod stürzen. Diese so gehaßten, so oft geschmähten Beamten! An ihnen hingen jetzt alle Blicke, um sie drängte sich alles, wenn einer von ihnen sichtbar wurde; man hätte sie und ihre Arbeit jetzt geschützt um jeden Preis, wenn sie des Schutzes bedurft hätten.

Minute auf Minute verrann in ängstlichem, qualvollem Harren. Wilberg war längst mit den drei Gefangenen zurück, die man drüben im Hause in einem der Räume des Erdgeschosses eingeschlossen hatte. Die Leute wußten, was geschehen war; sie kamen in atemloser Hast, wie all die übrigen, um wie diese ratlos und verzweifelt dazustehen. Man bedurfte ihrer nicht mehr; denn der Grund der Stockung in der Maschine war bereits gefunden. Die Beschädigung erwies sich als unbedeutend und die sofortige Herstellung als möglich. Die Ingenieure unter Leitung ihres Vorgesetzten boten alle Kräfte dazu auf, während man draußen den Rettungsplan organisierte und Vorkehrungen zur Ausführung traf, während man immer wieder von neuem und immer wieder vergebens versuchte, sich von der andern Seite her einen Zugang in die Schachte zu schaffen. Die Gefahr hatte wie mit einem Schlage die gelösten Bande der Disziplin wieder festgeknüpft.

Und mehr als alle übrigen leistete der Chef selbst. Überall waren seine Augen, seine Stimme; überall wußte er einzugreifen, anzufeuern. Artur besaß wenig oder nichts von den Kenntnissen und Erfahrungen, die gerade hier am Platze gewesen wären; man hatte den jungen Erben der Werke in der vollsten Unwissenheit dessen erzogen, was ihm am meisten zu wissen nötig war; aber eins besaß er, was sich nun freilich nicht erziehen und nicht erlernen läßt, das Genie des Befehlens, und das tat hier gerade not, wo der einzige Energische der Beamten, der Oberingenieur, drinnen bei den Maschinen festgehalten wurde, und der Direktor und die übrigen, halb betäubt von dem schnellen Wechsel der Verhältnisse und von der Katastrophe selber, ungeachtet ihrer Kenntnisse, Erfahrungen und Fähigkeiten, doch alle Geistesgegenwart verloren hatten. Artur war es, der sie ihnen zurückgab, der mit schnellem Überblick jeden auf den richtigen Platz stellte und ihn dort anspornte, das Äußerste zu leisten, dessen er überhaupt fähig war, der mit seiner Energie alles fortriß und entflammte. Der so lange von seiner Umgebung und von ihm selbst am meisten verkannte Charakter des jungen Mannes hatte sich nie so glänzend bewährt wie in diesen Stunden der Gefahr.

Da endlich ertönte das schwer ächzende Geräusch, mit dem die Maschine zur Arbeit einsetzte; dann folgte ihr Schnauben und Stöhnen, anfangs noch stoßweise und unterbrochen, dann in regelmäßigen Zwischenräumen; das Werk hob und senkte sich mit dem alten Gehorsam. Der Oberingenieur trat zu Berkow; aber sein Gesicht war nicht heller geworden.

„Die Maschine gehorcht wieder“, sagte er ernst; „aber ich fürchte, es ist zu spät oder zu früh zur Anfahrt. Der Dampf quillt jetzt auch hier empor; die Wetter müssen weiter vorgedrungen sein. Wir werden warten müssen.“

Artur machte eine heftige Bewegung. „Warten? Wir haben schon ein volle Stunde gewartet, und an jeder Minute kann das Leben der Verunglückten hängen. Halten Sie es für möglich, den Förderschacht überhaupt zu passieren?“

„Möglich ist's vielleicht; es scheint nur Dampf zu sein, der da aufsteigt; aber es riskiert jeder sein Leben, der jetzt schon hinunter will. Ich würde es nicht wagen!“

„Aber ich!“ tönte Ulrichs Stimme mit finsterer Entschlossenheit. Er war in dem Moment, wo die Maschine zu arbeiten begann, gewaltsam vorwärts gedrungen und stand jetzt bereits an der Förderschale.

(Fortsetzung folgt)

Wie schreibt man einen amerikanischen Roman?

Kleine Ratschläge eines Fachmannes. Von H. R. Eckert

Romane schreiben? — Schön, werden Sie sagen, sooo schwer kann das doch nicht sein! Da setzt man sich einfach an seine Maschine, spannt das Papier ein, drückt auf die Typenhebel usw.

Möglich, daß Ihnen in Ihrem Leben schon einmal jemand erzählt hat, auf diese Weise Romane schaffen zu können. Zum Probieren kann ich Sie leider nicht auffordern — schon aus Rücksicht auf die Schriftleitungen der Blätter, die ohnehin mit Manuskripten bergehoch überhäuft sind. Aber etwas anderes, lieber Leser: Haben Sie schon einmal versucht, einen amerikanischen Roman zu schreiben?

Jenseits des großen Teiches soll nämlich noch große Romankonjunktur sein. Außerdem sind amerikanische Romane immer beliebt in sogenannten „mondänen“ der Welt — sie brauchen ja nicht gleich von Dillinger und der roten Luzie zu handeln oder von der unglücklichen Ehe der bekannten Millionärstochter aus der Wall Street.

Wenn Sie ein Anfänger sind, empfehle ich Ihnen, mit einer dezenten Mischung von Liebesroman und vermurkster Filmhandlung zu beginnen. Vergessen Sie nicht, daß Ihre Donna grundsätzlich die schönste Frau der Welt sein muß. Man kann das etwa so ausdrücken: „Mizzi war von so aufsehenerregender Schönheit und derart wohlgebaut, daß ihr die Verkehrskolizei erst nach Eintritt der Dunkelheit das Betreten der Landungsbrücke im Badeanzug erlaubte ...“

Mizzis Verlobter heißt am besten Jonnny. Reizend wäre z. B. folgende Redewendung: „Jonny begann als armer Universitätsprofessor in Wisconsin und war nun einer der höchstbezahlten Refrainsänger von New York ...“

Nun brauchen Sie vor allem noch ein zweites Pärchen, da sich das Interesse des Lesers nicht ausschließlich auf das Hauptpaar konzentrieren kann. So etwas sagt man am besten so: „Billy und Elfriede waren wie geschaffen für einander — er besaß nichts anderes als seine bloßen Fäuste, und sie das kunstseidene Kleidchen, in dem sie einholen ging ...“

Wenn Billy dann von dannen stürzt, um rechtzeitig auf sein Bureau zu kommen, weil der Chef sonst meckert, dann läßt man Elfriede folgendermaßen von ihrem Geliebten schwärmen: „Er war von jenem Typ Männer, von dem sie schon immer geträumt hatte, daß es wunderbar sein müßte, die Witwe eines solchen Gentlemens zu sein.“ Vermutlich dürften Ihre Leser den Satz vier- bis fünfmal lesen, ehe sie ihn verdauen, aber das Verdauen der amerikanischen Romane pflegt ja auch erst in letzter Linie zu kommen. Schreiben Sie also ruhig drauf los! Es schadet nichts, und Papier ist ja sooo geduldig!

Vergessen Sie nun nicht, daß der Leser auch wissen will, wovon sich Ihre Heldin eigentlich ernährt. Drücken Sie das am besten so aus: „Mizzi war noch nie in ihrem Leben mit dem Gesetz in Konflikt gekommen. Sie lebte still und bescheiden und ernährte sich rechtschaffen von den Unterhaltsbeiträgen, die ihre geschiedenen vier Gatten monatlich ihrem Anwalt in der Park Avenue überwiesen ...“

Dann geht es immer so weiter. Sie werden schon in den richtigen Schwung kommen. Vor allem immer fesselnde Dialoge machen! Nicht so langweilig reden lassen, das lieben die Leser und Leserinnen nicht. Hier ein gutes Beispiel:

„Mein einziger, geliebter, teuerster, bester Freund, den ich besitze — wie lange wirst Du mich lieben?“ hauchte sie.

„Ja“, meinte er und sah auf sein Handgelenk, „was ist die Uhr?“ —

Wenn Ihnen so etwas zu, na, sagen wir einmal amerikanisch vorkommt, dann denken Sie bitte daran, daß es sich ja auch nicht um einen deutschen, sondern einen amerikanischen Roman handelt. Rein amerikanisch wäre auch folgender Dialog: „Ich glaubte, Du würdest mich höher lieben“, sagte sie mit einem vorwurfsvollen Blick auf Adalbert. Seufzend zog er seinen Silberfüllstift und fügte eine weitere Null zu dem Betrag auf dem Scheck ...

Achten Sie vor allem darauf, daß Ihre Helden in der amerikanischen Mentalität niemals arm sein dürfen. „Du bist mein ein und alles!“ sagte er und breitete seine Arme aus. — „Um Himmelswillen!“ fuhr sie zurück, „und das sagst Du mir, die ich Dich immer für vermögend gehalten habe?“ ...

Schließlich muß der Roman aber auch mal ein Ende haben. Der Schluß darf natürlich nur echt amerikanisch sein. Wie man es machen soll? Ich für meine Person würde so schließen: „Als sie das Gericht verließen, schieden sie als gute Freunde. Er bekam das Auto, und sie behielt den Kater ...“

Der verhängnisvolle Schneidezahn

Heitere Erzählung von Hildegard Müller

Das seltsame Dorf am Bergeshange bestand aus elf Familien. Zu gebieten hatte dort der Herr Gemeindevorsteher, eigentlich allerdings seine Schwiegermutter. Doch das kommt erst nachher. Da das Dorf so klein war, besaß es weder Schule noch Kirche, und die Kinder mußten täglich etwa eine Stunde über den Kammweg des Gebirges wandern, um die Schule des nächsten Dorfes zu erreichen. Einen Friedhof nannte die Gemeinde aber doch ihr eigen, denn die Einwohner waren untereinander verbunden wie eine große Familie und gönnten ihre Toten den Fremden da hinten „öwern Bare“ nicht. Mitten im Dorf, unter hohen Eichen versteckt, lag der schmucke Hof des Gemeindevorstehers. In der Küche des Hauses schwang eine trotz ihrer Körperfülle noch recht behende Frau den Kochlöffel. Obwohl die Tochter der Siebzigjährigen nun auch schon 47 Lenze zählte und die Enkelin heiratsfähig war, hatte man dieses Zepter bislang noch nicht anzurühren gewagt. Die Alte kochte nach altbewährtem Rezept: fett und reichlich, dazu für jeden ein riesengroßes Stück Speck. Erst wenn der Löffel im Gemüse stecken blieb, war das Gericht so, wie es seit 50 Jahren täglich zu sein pflegte. Hegte der Herr Gemeindevorsteher über seine dörflichen Anordnungen Zweifel — und das tat er eigentlich immer —, so holte er sich nicht bei einem anderen Bauern oder seinem Ehegespons Rat, sondern er ging in die Küche zur Schwiegermutter. Sie wußte immer einen Ausweg. Es ist auch nicht abzuleugnen, daß ihre Maßnahmen für diese dörfliche Gemeinschaft recht geschickt und passend waren, und so hatte niemand etwas gegen das Regiment der alten Frau in Haus und Dorf einzuwenden.

Daß die Mitglieder des Gemeindevorsteherhauses bei der beschriebenen Kost nicht gerade an Auszehrung litten, wird jedem einleuchten. Trotzdem bekam die allzu runde, strohblonde Enkelin der Dorfbeherrscherin einen Verehrer, um die sie die fünf anderen heiratsfähigen Dorfschönheiten heftig beneideten. Dieser Mann war ein Städter, gut gewachsen, und hatte allem Anschein nach ein auch für Bauerntöchter ganz anerkennenswertes Einkommen. Wo das dralle Minchen den Mann in dieser Weltabgeschiedenheit kennen gelernt hatte, blieb ihr Geheimnis.

Und er wurde eines Tages von der Schwiegermutter des Herrn Gemeindevorstehers für einige Zeit eingeladen, damit sich Großmutter, Vater und Mutter gemeinsam davon überzeugen konnten, ob dieser Fremde der richtige Lebensgefährte für Minchen war.

Der junge Mann kam, und da er das urgesunde, lebenslustige Mädchen aufrichtig gern hatte, gab er sich Mühe, sich so zu benehmen, wie es der Schwiegermutter des Herrn Gemeindevorstehers angenehm war. Es ging auch alles gut bis auf — das Essen. Die Großmutter hatte nämlich die Angewohnheit, wenn Besuch kam, diesem und den übrigen Familienmitgliedern in der besten Stube aufzutischen, während sie es sich nachher allein in der Küche wohlschmecken ließ. Das tat sie, um genau zu beobachten, wie dem Besuch ihre seit 50 Jahren bewährten Gerichte mundeten. Sie setzte sich dann, nachdem sie aufgetragen hatte, neben den Gast, unterhielt sich